

weise (auf Vertreter der geschilderten Ansicht) einzuflechten. Auf S. 18 geschieht das nur sehr pauschal, auf S. 43 beispielhaft mit Joseph Carens. Insgesamt verfestigt sich ein einseitig negatives Bild der gesinnungsethischen Moralauffassung als „Hypermoral“ (88). Möglichkeiten der Verständigung beider moralischer Perspektiven, die Ott wenigstens eingangs (10) nicht ausschließt, werden, da „nur schwer vorstellbar“ (87), nicht weiter aufgezeigt. Lediglich der Hinweis bleibt: „Die Verantwortungsethik muss sich vor der Hartherzigkeit ebenso hüten wie die Gesinnungsethik vor der Willfährigkeit“ (ebd.). Vor diesem Horizont darf zumindest angefragt werden, ob die methodische Vorentscheidung, zwischen Gesinnungs- und Verantwortungsethik einen (entschiedenen) Gegensatz aufzubauen, grundsätzlich geeignet und förderlich ist, um dem komplexen Thema Zuwanderung ethisch (umfassend) gerecht zu werden.

Im Sinne einer abschließenden Würdigung ist der Mut des Autors zu honorieren, der eine hochemotionsgeladene und kontroverse Zeitfrage in moralischer Absicht aufnimmt und kompakt zu bearbeiten versucht. Dass sich hieraus Rückfragen ergeben, ist fast zwangsläufig. Im Grundsatz darf konstatiert werden, dass Ott lesenswerter Essay die ethische Diskussion auf die ihm eigene Art anregt, wenngleich von formalen, methodischen und inhaltlichen Anfragen (auch über das Genannte hinaus) nicht abgesehen werden kann.

A. MERKL

ARISTOTELES UND DIE HEUTIGE BIOLOGIE: Vergleichende Studien. Herausgegeben von *Gottfried Heinemann* und *Rainer Timme* (Lebenswissenschaften im Dialog; 17). Freiburg i. Br. / München: Karl Alber 2016. 351 S., ISBN 978-3-495-48692-4.

Die zehn Beiträge dieses Bandes gehen zurück auf fünf Kolloquien an der Universität Kassel im Februar 2009. Sie sind ein Beitrag zur Aristoteles-Forschung und zur Philosophie der Biologie; die Themen werden jeweils einerseits aus der Sicht der Aristoteles-Forschung und andererseits aus der Sicht der heutigen Philosophie der Biologie und mit Blick auf die heutige Biologie erörtert. Aristoteles gilt als Begründer einer wissenschaftlichen Biologie. „Mehr als ein Viertel der unter seinem Namen überlieferten Textmenge fällt in dieses Fach. Abgesehen von wenigen Texten, die sich als allgemeine Einführung in die Biologie verstehen lassen, sind dies Beiträge zur Zoologie, einschließlich Humanbiologie“ (9). Seit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts ist die Biologie ein Schwerpunkt der Aristoteles-Forschung. Dieses Interesse ist kein bloß wissenschaftshistorisches. Im Mittelpunkt der aristotelischen Metaphysik steht der Begriff der Substanz (*ousia*), und das Lebewesen (*zōon*) ist die wahrnehmbare veränderliche Substanz. Die aristotelische Biologie enthält deshalb Stellungnahmen zu kontrovers diskutierten wissenschaftstheoretischen und metaphysischen Fragen.

Um den Abstand der heutigen Biologie von Aristoteles zu illustrieren, bringt *Gottfried Heinemann* (= H.) in der Einleitung Beispiele dafür, was in der Biologie erst nach Aristoteles entdeckt wurde: Anatomie und Funktion des Nervensystems, Blutkreislauf, zellulärer Aufbau organischer Gewebe, Chemie der Verbrennungsvorgänge, Artenwandel durch Variation und Selektion, Biochemie der Vererbungs Vorgänge. Aristotelische und moderne Biologie treffen sich „in der Anerkennung eines Moments von unhintergebar Faktizität. In der heutigen Biologie ist das [...] der faktische Verlauf der Evolution. Bei Aristoteles ist es die Existenz der Arten, d. h. eben derjenigen biologischen Arten, die es tatsächlich gibt. Zu der Frage, warum diese und keine andere Arten existieren, hat Aristoteles keine wissenschaftliche Erklärung“ (14). Die der biologischen Theoriebildung des Aristoteles zugrundeliegende Ontologie fasst H. unter zwei Stichwörtern zusammen: „a) Irreduzibilität kausaler Eigenschaften; Humesche und aristotelische Supervenienz“. Kausale Zusammenhänge werden bei Aristoteles auf kausale Eigenschaften der beteiligten Dinge zurückgeführt. Die von Hume vertretene Gegenposition lautet in der Zusammenfassung von David Lewis: „all there is to the world is a vast mosaic of local matters of particular fact [...] we have an arrangement of qualities. And that is all. There is no difference without a difference in the arrangement of qualities. All else supervenes on that“ (15). „b) Irreduzibilität komplexer Ganzheiten: Organismus und biologische Funktion“. Lebewesen werden von Aristoteles beschrieben als Träger komplexer, ihr Wesen ausmachender kausaler Eigenschaften und demgemäß „als komplexe Ganzheiten,

und andererseits als fundamentale Entitäten. [...] Für die Biologie ergibt sich ein ontologischer und wissenschaftstheoretischer Primat des Ganzen vor seinen Teilen“ (18). Drei der fünf Kolloquien, in denen dieses Programm ausgeführt wird, seien kurz vorgestellt.

Kolloquium I. „Entwicklungslehre und Epigenetik“. Thema von *Martin F. Meyer* (= M.) sind Aristoteles' Überlegungen zur somatisch-biologischen Entwicklung des Menschen. Sie gehören zu einem Gebiet, das Aristoteles gelegentlich als „Genetik“ (*peri genēseōs*) bezeichnet; es geht um Fragen der Fortpflanzung und der Ontogenese; der Umfang der entsprechenden Texte belegt das Interesse des Aristoteles. M. bringt zunächst einige grundsätzliche Überlegungen zur Ontogenese, die alle Lebewesen betreffen; dann geht er ein auf die Entstehung der sog. gleichartigen Teile (z. B. Knochen, Fleisch, Blut) und schließlich der sog. ungleichartigen Teile (z. B. Hand, Nase, Herz) des Menschen. Das Ziel biologischer Entwicklungsprozesse ist durch den artspezifischen Bauplan der Eltern vorgegeben; die artspezifische Form „determiniert alle Nachkommen so, dass ihnen alle wesentlichen Merkmale und Eigenschaften der ‚Eltern‘ zukommen“ (34). *Kirsten Schmidt* fragt, „wie die Form eines Lebewesens entsteht. Warum entwickelt es sich so und nicht anders? Wie entstehen seine charakteristischen Eigenschaften und Verhaltensweisen?“ (53). Die metaphorische Rede von einem Programm, das in der DNA gespeichert ist und alle notwendigen Instruktionen für die Ontogenese enthält, wird dem aktuellen biologischen Erkenntnisstand nicht gerecht. Die Dichotomie zwischen Organismus und Umwelt muss aufgegeben werden. „Denn es entwickeln sich nicht die Organismen an sich, sondern Organismus-Umwelt-Systeme: Der sich entwickelnde Organismus in seinem spezifischen Kontext kann als Entwicklungssystem angesehen werden“ (78).

Kolloquium III. „Was sind Lebewesen? – Biologie und Physik“. Die Persistenz von Lebewesen, so die Antwort des Aristoteles (*Marianne Scharke*), darf nicht in Analogie zur Persistenz lebloser Dinge als das Fortbestehen „einer bestimmten Materie-Konfiguration“ definiert werden. Die Form der Persistenz, durch die Lebewesen sich von allen leblosen Dingen unterscheiden, ist: „Kontinuität der Organisation des Körpers gerade durch ständigen Wechsel des Stoffs“ (141). Dagegen vertritt *Martin Norwig* „die These von der fruchtbaren ‚Physikalisierung‘ der Biologie“. Die physikalistische Weltanschauung ist auch in den modernen Biowissenschaften eine zentrale metaphysische Hintergrundannahme und der Physikalismus avanciert gegenwärtig „speziell in diesem Bereich als eine durchaus erfolgreiche Forschungsheuristik“ (142).

Kolloquium V. „Teleologie“. *Georg Toepfer* (= T.) betrachtet die Teleologie des Organischen bei Aristoteles aus der Perspektive der Philosophie der Biologie und deren Diskussionsstandes der letzten Jahrzehnte. Seit der Antike ist die Teleologie, die naturwissenschaftliche Erklärung mittels Zwecken, dem Vorwurf der „Rückwärtsverursachung“ ausgesetzt. Lukrez spricht von einer *ratio perversa*. Es ergibt „keinen Sinn anzunehmen, das Auge sei zum Sehen gemacht oder das Bein zum Gehen, wenn die von diesen Körperteilen ausgeübten Funktionen doch immer erst nach deren Entstehung wirksam werden können. Nach einer besonders in der Frühen Neuzeit sich verfestigenden Auffassung ist eine Erklärung darauf eingengt, die zeitlich früheren, wirkenden Ursachen eines Ereignisses anzugeben. In einer teleologischen Verknüpfung liegt demnach eine Verkehrung der realen Verhältnisse vor“ (280). Als Antwort auf diesen Vorwurf unterscheidet T. vier Teleologiemodelle. 1. Das mentalistische Modell. Im zielsetzenden Handeln des Menschen ist das Ziel gedanklich vorweggenommen, aber erst nach dem Vollzug der Handlung ist es verwirklicht. 2. Das ontogenetische Modell. Danach „hat ein Lebewesen das Prinzip seiner gerichteten Veränderung, d. h. die *Entelechie* als Ziel seiner Entwicklung, quasi in sich selbst“ (282). 3. Das selektionstheoretische Modell. Zweckmäßige Prozesse sind Anpassungen. Wird „ein Merkmal als eine Anpassung ausgezeichnet, dann ist seine Verbreitung als Folge seines vergangenen Auftretens gedeutet“; dieses Merkmal hat „einen Beitrag zum Überleben und zur Fortpflanzung seiner Träger geleistet“ (284). 4. Das organisationstheoretische Modell. „Die Funktion eines Teils wird an seinen gegenwärtigen Beitrag für das System gebunden, nicht an den Beitrag, den er früher einmal geleistet hat und aufgrund dessen er selektiert wurde“ (286). Dieses Modell findet sich in Kants „Kritik der Urteilskraft“. „Die kausale Struktur der Organismen als ‚Naturzwecke‘ ist nach Kant dadurch gegeben, dass ihre Teile ‚von einander wechselseitig Ursache und Wirkung ihrer Form sind‘“ (286). T. fragt, in welchem Verhältnis

diese verschiedenen Typen, die in der aktuellen Diskussion unterschieden werden, zur Teleologie bei Aristoteles stehen. Er zeigt, in welcher Form die drei zuerst genannten Modelle sich bei ihm finden. Sein Schwerpunkt liegt jedoch auf einer negativen These. Er wendet sich gegen die verbreitete Auffassung, „dass die Teleologie des Aristoteles auf eine Theorie des Lebewesens als Organismus hinweist“ (289). „Aristoteles verfügt nicht über einen Organismusbegriff.“ Die Grundfunktionen der Lebewesen sind durch das „zentrale Einheitsprinzip der Seele“ miteinander verbunden. „Ein Organismus ist aber ein dezentriertes System, dessen Einheit allein auf dem Verhältnis der Interaktion und Interdependenz, der Wechselseitigkeit, seiner Teile beruht“ (298). F. RICKEN SJ

FORMEN UND NEBENFORMEN DES PLATONISMUS IN DER SPÄTANTIKE. Herausgegeben von Helmut Seng, Luciana Gabriela Soares Santoprete und Chiara O. Tommasi. (Bibliotheca chaldaica; 6). Heidelberg: Winter 2016. 424 S., ISBN 978-3-8253-6696-4.

Die hier vorgelegten Aufsätze sind hervorgegangen aus dem von den Herausgebern geleiteten Forschungsprojekt „Il lato oscuro della Tarda Antichità. Marginalità e integrazione delle correnti esoteriche nella spiritualità filosofica dei secoli II–VI“. Ihr Anliegen ist im ersten Beitrag (*Chiara Ombretta Tommasi*) umrissen. Thema ist die westliche Esoterik. Esoterik ist „a bulk of ideas excluded or marginalized by mainstream culture [...] or ‚waste-basket‘, which functioned as a negative recipient for what mainstream culture perceived as unacceptable or illegitimate and was therefore to be rejected“ (13 f.). 1964 wird in Paris der erste Lehrstuhl für „Histoire de l’ésotérisme chrétien“ errichtet. Die Forscher, die sich in den 60er Jahren in Frankreich und Italien der Esoterik widmen, sind Spezialisten für die Renaissance. Die Wurzeln der westlichen Esoterik finden sich jedoch in der griechisch-römischen Antike; dort begegnen wir vielen Strömungen, die Alternativen zu den institutionalisierten religiösen Traditionen darstellen. Grund für ihre Marginalisierung ist ihr innovativer Charakter, der oft in neuen religiösen Praxen seinen Ausdruck findet, traditionelle Lehre neu formuliert und auf dem Einfluss fremder Riten beruht. Oft umgeben sie sich mit dem Schleier des Geheimnisvollen; ihre abergläubischen Praxen können, wie im Fall der Magie, die Grenzen des Erlaubten überschreiten.

Die hermetischen Schriften verstehen unter Mystik eine Belehrung über das Göttliche, die wenigen vorbehalten ist; die, denen sie geschenkt wird, können ihren tiefen Sinn entschlüsseln (*Anna Van den Kerchove*). – *Jean-Daniel Dubois* unterscheidet eine östliche und eine westliche Richtung der valentinianischen Gnosis. Welche Konsequenzen ergeben sich aus dieser Unterscheidung für die Interpretation der Christologie und der Soteriologie? – Epikur, so Plotin in seiner Schrift gegen die Gnostiker (II 9 [33] 15), leugnet die Vorsehung und ruft dazu auf, die Lust zu suchen, die dann freilich allein übrigbleibt; der Tadel der Gnostiker an der Vorsehung sei frecher als der Epikurs. Die Interpretation von *Angela Longo* zieht Parallelen bei Attikos, Alexander von Aphrodisias, Kelsos und in der *Refutatio omnium haeresium* (Hippolyt?) heran; sie, wie auch Plotin, werfen den Gnostikern u. a. vor, nach ihrer Lehre kümmerne Gottes Vorsehung sich nur um die Auserwählten. – Die These von Richard Harder, dass Plotins Schriften III 8 (30), V 8 (31), V 5 (32) zusammen mit der Schrift II 9 (33) ein einziges gegen die Gnostiker gerichtetes Werk bilden, hat in der Forschung breite Zustimmung gefunden. *Luciana Gabriela Soares Santoprete* legt eine detaillierte Analyse der Schrift V 5 (32) vor, die zeigen soll, dass diese Schrift nicht nur ein integraler Teil der gegen die Gnostiker gerichteten Tetralogie, sondern deren „centrepiece“ ist, „without which any understanding of the polemic explicitly undertaken in *Treatise* 33 [„Gegen die Gnostiker“] would be deficient“ (157). – „doctissimus philosophorum quamvis christianorum acerrimus inimicus Porphyrius“. *Giulia Sfameni Gasparro* schreibt diesen Satz des hl. Augustinus als Motto über ihre Interpretation der Schrift des Porphyrios *De philosophia ex oraculis haurienda*. Sie hat zwei Gesichter. Porphyrios sucht in den Orakeln nach der *theosophia*, den theologischen Werten der hellenischen Tradition, und er wendet sich gegen die „neuen Barbaren“ (164), die die Fundamente der Gesellschaft gefährden. – Porphyrios und Iamblichos streiten über das Gebet (*Andrei Timotin*). Beide suchen nach einem religiösen Ethos, das die Dogmen des Platonismus mit der bürgerlichen Religion in Einklang bringt. Die beiden möglichen, aber einander entgegengesetzten Wege sind